

Horrido!

Die 3. Deutsche Jagdausstellung.

Berlin, 18. Februar.

„Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht, Die Felder und die Wälder, die Jäger und die Jagd!“

Wieder kränzt Tannengrün die Pforte des Museums für Naturkunde und das Gewimmel von Menschen, das sich durch die hohen Säle mit den Riesentieren und Gerippen einstiger Tiere der Vorwelt zum Eingang in die Ausstellung des deutschen Weidwerkes drängt, riecht nach Wald und Jagd. Aber, was ist aus der einstigen Trophäenschau der deutschen Jagdausstellung geworden! Da erstreckt sich eine Riesensfläche von 17 gewaltigen Sälen vor den Augen des verblüfften Beschauers und erinnert ihn daran, daß Berlin Messetadt geworden ist und sich alles ins Große auswehlt. Zum erstenmal bietet diese Ausstellung, mit der die

Feier des 50 jährigen Bestehens des Deutschen Jagdschutzvereins

zusammenfällt, einen wohl südenlosen Überblick über die Bedeutung der deutschen Jagd nicht nur für den sie ausübenden Weidmann, sondern für das ganze Land und Volk. Und wenn man vielleicht zunächst etwas kopfschüttelnd vor Massageapparaten, Perser Teppichen und Fabrikaten der Andenindustrie steht, so sagt doch bald die ruhige Überlegung einem, daß dies doch alles vor dem großen Rahmen umschlossen wird, der einen eindrucksvollen Ausschnitt aus dem Freskogemälde unserer Volkswirtschaft einfängt. Das Ziel freilich bleibt der rein jagdliche Teil, nicht nur wegen der prächtigen Deutschausstellung, sondern wegen der sinnvollen Herausarbeitung der vorkriegsbeziehenden Arbeit unserer wahren Jäger und Heger zur Erhaltung der Schönheit unserer Heimat und ihres Tier- und Pflanzenlebens. Deshalb ist diese Ausstellung auch keine Fachausstellung, sondern ungezählte, namentlich auch arme naturberaubte Stadtmenschen eilen hin, um sich wenigstens im Wilde den farbigen Abganz des Lebens wieder einmal zu Gemüte führen. Und was gibt es nicht alles zu schauen! Schon am Eingang stoßen wir auf die wunderbaren Dioramen von den so wenig sterblichen zugänglichen Gefilden seltensten Wildes. Aber auch aus unserer heimischen Gegend finden sich wunderbare überaus lebenswahre Ausschnitte aus dem Tierreich.

Wildblumen in der Bergkamm, Rehbock und Rinde im hohen Korn, über den Schnee hoppelnde Mitglieder der Familie Rummelmann und als neue Ertrungenschaft ein Fuchsbau, vor dem sich die Jungen um einen Hasenbambus balgen, während die alte Fähe mit demselben Stolz wie die Menschenmutter dem Spiel der lieben Kleinen zuschaut. Hier müssen unsere Kinder hin! Es ist tausendmal schöner und lehrreicher als der gruseligste Kriminalfilm. Auch die wunderbaren Präparate der Fährten, Losungen und anderen Dinge, die uns mit dem Leben unserer Tierwelt vertraut machen und Verständnis und Liebe zur Kreatur wecken, sind wertvolles Anschauungsmaterial für jedermann. Diese biologische Sammlung verdient besondere Beachtung. Durch den Saal der Jagdliteratur, die uns recht vor Augen führt, welche Aufbaubarbeit schon in diesem wichtigen und durch Zeiten langer schwerster Not arg zerstörten Bereiche wieder geleistet worden ist, gelangt man zu einer Kunstausstellung, die in Gemälden, Plastiken, Schnitzereien und allen Formen der Kunstübung ein überwältigendes Bild bietet von dem Reichtum in Wald und Feld, trotzdem doch schon so manche Art unwiederbringlich geschwunden ist.

In der Trophäensammlung.

Da sitzt der grobe Reiter und um ihn an der Wand hängen so viele prachtvolle Häupter seiner Sippe mit den blanken Gewehren. Ein stattlicher Wolfsrüde, im Herbst bei Groß-Wartenberg in Schlessen erlegt, zieht jeden Blick auf sich und dann das wüchsiggedeckte Füllhorn ungezählter Rehkronen und Hirschgeweihe, deren mächtigstes ein vor 100 Jahren erlegter 26-Ender ist. Mit welcher Liebe und welchem Sammelleifer alles dies zusammengetragen ist, zeigt beispielsweise eine Tafel, auf der ein Rehgehörn von 20 kleinen Geweihe des Hirschkäfers umgeben ist. Die hohe Bedeutung dieses Teils der Ausstellung gerade für die Hege des Wildes veranschaulicht eine Sammlung eines Kümmererabschlusses. In diesem Zusammenhange sei auch gleich auf die mannigfachen Ausstellungsgegenstände zur Fütterung und Pflege des Wildes, zur Raubtierverfolgung, zur Beachtung der Schonzeiten und der Entwicklungsbedingungen einer guten Jagd hingewiesen. Aber es gibt noch so vieles andere zu sehen. Die Industrie umfaßt allein eine Grundfläche von 1000 Quadratmetern. Selbstverständlich steht im Vordergrund die

Waffen- und Munitionsindustrie,

die ja durch das Versailler Diktat mehr als je der Herstellung nichtkriegerischer Artikel zugewandt worden ist. So findet man auch ganz wundervolle Erzeugnisse, die jedes Jägerherz höher schlagen lassen. Dann kommt die Zubehörinterie, wie man sagen könnte, die der blutigste Laie als harmloser Passant betreten und, wenn er das nötige Geld hat, als fertig gerüsteter Jägermann — wenigstens äußerlich — verlassen könnte. Als historischer Teil gliedert sich an ein Überblick über die Entwicklung der Jagdwaffen von dem Faustkeil unserer Ahnväter bis zum Drilling dieser Tage. Sehr begrüßen wird man die diesjährige Schau der Kynologie, der Wissenschaft von unsern Jagdhunden, die zum erstenmal sich findet. Schließlich schauen wir uns noch die Seltenheiten an, die vor allem eine

Ausbeute unserer einstigen Kolonien,

aber auch Riesentiere der Vorzeit umfassen. Zu ihnen kann man auch schon den Ur rechen und den Wisent, der in seinem größten Schutzgebiet, dem Urwald von Bialowieza, im Zusammenbruch des Kriegsendes ausgerottet wurde, nachdem die deutsche Verwaltung die Bestände durch Sorgsamkeit noch einmal zu retten verstanden hatte. In den Filmborführungen, die ja neuerdings zu dem Inventar jeder Ausstellung gehören, wird dies seltene Bild vom internationalen Verein zur Erhaltung des Wisents wenigstens in geschlossener Bahn gezeigt. Höchstes Lob verdienen aber auch die anderen Filme vom Hirsch, Reh, ja sogar der Gemse, dessen Aufnahme allein drei Jahre beanspruchte, und, kaum glaublich, vom Murmeltier in den bayerischen Alpen. Es ist keine Selbstüberhebung, wenn man der Meinung Ausdruck verleiht, daß solche wissenschaftliche Kleinarbeit nur unserem Volke mit seinem weiten Sinn möglich ist.

Sport.

Wer ist der beste Sportsmann der Welt?

Diese Frage stellte kürzlich eine große amerikanische Zeitung ihren Lesern. Die meisten Stimmen, nämlich 1179 475, bekam der Schwergewichtsmeister im Boxen, Jack Dempsey, der damit den ersten Platz in der Liste einnimmt. Die nächstgrößte Stimmenzahl erhielt das amerikanische Schwimmwunder Johnny Weismüller. Der finnische Meisterläufer Paavo Nurmi folgt als Fünftler, während der Tennismeister William Tilden an achter Stelle steht.

Siebentes Kapitel.

Nach zwei Wochen war Frau Johanna wieder hergestellt. Lore hatte sie aufopfernd gepflegt, und Otchen kam dreimal täglich zu ihr herauf.

Er war nicht gesprächig, fühlte ihr nur den Puls, strich ihr mit der Hand über die eingefallenen Wangen und sagte: „Es wird schon wieder gehen!“

Viel war das nicht. Aber daß er dreimal täglich kam, auch an Tagen, an denen er sich kaum Zeit zu den Mahlzeiten gönnte, das war mehr, als sie je gehofft hätte.

Seltam nahm sich seine hohe, kraftvolle Gestalt in dem niederen Stübchen aus. Frau Johanna empfand dabei etwas, was Arme empfinden, wenn vornehmer Besuch zufällig in ihre armselige Behausung gerät. Sie hätte gern noch mit dem Staubwedel das letzte Stübchen weggefegt, den leinsten Hauch von Fenster weggewischt... aber nein, sie mußte im Bett liegen, durfte sich nicht rühren. Sie zitterte nur, wenn seine Blicke im Stübchen umherstreiften... wie, wenn ihm etwas mißfiel! Doch er sagte nie etwas. Nur das eine: „Es wird schon wieder gehen.“ Und es ging auch wieder.

Lore traf nun ihre Vorbereitungen für die Abreise, obwohl ihr Dorner nicht mehr davon sprach, daß sie fort sollte. Nur wenn manchmal ein Wort fiel, das auf die nächste Zukunft deutete, dann wurde es plötzlich still zwischen beiden, und sie blieben lange stumm, ohne sich anzusehen.

Mittlerweile rückte der Tag des Jubiläums immer näher. Mary kam öfters zu ihrer Mutter und plauderte davon, was für glänzende Veranstaltungen zur Feier dieses Tages geplant wären.

„Es ist doch hübsch, einen so berühmten Vater zu haben,“ sagte sie.

Dann erzählte sie weiter, sie hätte sich drei Toiletten zu dem Tage machen lassen, eine für den Empfang im Hause des Vaters, die zweite für das Frühstück, das der Arztverein ihm gäbe, dann die dritte, eine pompöse Ballrobe, für das öffentliche Bankett.

Sie fragte auch Lore, was sie anziehen würde. Lore hatte an so etwas gar nicht gedacht. Sie wäre am liebsten in ihrem Arbeitskittel geblieben.

Aber die Frau Professor wollte sich schön machen, schöner noch als zu Marys Hochzeit. Sie bekam ordentlich rote Wangen, wenn sie von ihrem Staat redete.

Kirschtoter Sammet mußte es sein, mit schweren, echten Spitzen: Und den italienischen Goldschmuck wollte sie anlegen, den ihr Otchen auf der Hochzeitsreise in Venedig geschenkt; und sie ließ sich auch Stiefel machen mit besonders hohen Absätzen, damit sie nicht gar so klein ausläge, wenn sie an seinem Arm in den Saal trat.

Ganz heimlich, wie eine Mutter manches einer verheirateten Tochter aektheten mag, faate sie, daß es wohl

Der Streit um den Alkohol.

Die einen nennen es Himmelsfreud Die andern nennen es Höllenleid...

Diese Heineschen Verse kann man, außer auf die Liebe, wie es der Dichter meint, auch auf den — Alkohol anwenden. Im Reichstag wenigstens hat man sich bei der Debatte über das Schankstättengesetz ungefähr in dem oben angedeuteten Sinne geäußert. Man nimmt diese Sache freilich nicht allzu ernst. In diesem Hause am Berliner Königsplatz, den spöttischer Wig das Wallot-Bräu nennt. Weil nämlich dort ganz erheblich getrunken wird.

Wir Deutschen sind nicht für die Trockenlegung, d. h. für das absolute Verbot aller Getränke, die wenig oder mehr Alkohol enthalten. Gesezt den Fall, daß das, was sich nun seit Jahren in Amerika, auch in einigen Ländern des europäischen Kontinents abspielt, sich nur gegen den Alkohol als ein Gift am Volkskörper richten würde, so könnte man es vielleicht noch verstehen. Aber der Ruf nach der Trockenlegung entspringt meistens anderen Beweggründen. All die verheerenden Wirkungen, die ein Alkoholismus haben kann, werden als Deckmantel genommen für einen absprechenden Geist, der der eigentliche Beweggrund für den Kampf gegen den Alkohol ist. Es ist der Geist der Unfreude, der Weltverneinung, des Kampfes gegen das „Fleisch“, der englisch-sprechende Länder durchdrungen hat. Das ist nicht Christentum, sondern vielfach Heuchlerium, wie es namentlich in England und Amerika seinen Ausdruck findet. Das ist ein äußeres Christentum, dem ein inneres nicht entspricht, das ist jener „Cant“, der sich mit der Erfüllung äußerer Formen begnügt, aber innerlich mit Pharisäertum verzwiefelte Ähnlichkeit hat.

Im übrigen hat die Trockenlegung auch gewisse gute Wirkungen gehabt, aber auch ganz verheerende. Nicht bloß, daß der Schmutz von Alkohol in die trockenen Länder hinein die fabelhaftesten Formen angenommen hat, man greift vor allen Dingen zu Ersatzmitteln gesundheitschädlicher Art. Der Mensch der Gegenwart, dessen Nerven in einer Weise in Anspruch genommen werden, die seine Väter sich nie haben träumen lassen, verlangt, wie es übrigens auch seine Vorväter gemüßig taten, nach Befähigungsmitteln, sei es auch nur für Stunden, braucht aber auch allzubüßig eine Nervenpeitsche. Darum hat gerade in den trockengelegten Ländern der Kokainismus die furchtbarsten Formen angenommen.

Wir Deutschen sind ja die Leute, von denen schon der alte Tacitus sagte, daß sie zu beiden Ufern des Rheins lagen und immer noch eins tranken. Nicht notwendig ist es zu sagen, wie unerträglich der Mißbrauch des Alkohols im Interesse der Volksgesundheit, auch der Wirtschaft, aber ebenso wie vom sozialen wie vom ethischen Gesichtspunkt aus wirken kann. Es erübrigt, dem Staat die Pflicht einzuschärfen, von dem heranwachsenden Geschlecht diesen Mißbrauch fernzubalten; ein deutsch-nationaler Antrag im Reichstag geht in dieser Richtung und ist angenommen worden. Überflüssig ist zu betonen, daß die jetzige Generation nicht bloß durch die Not der Zeit gezwungen längst nicht mehr dem Alkohol derart frönt, wie das früher der Fall war. Hier ist auch der Sport eine wohlthätige Ablenkung. Und auf diesem Wege liegt auch das Ziel, zu dem wir kommen können: nicht durch Zwang, nicht durch eine Trockenlegung, die doch nur Widerspruch und Ungehörung hervorrufen würde, kommt man vorwärts, sondern nur durch freiwillige Entschliebung des einzelnen.

Das Recht der Jugend.

Roman von Olga Wohlbek.

18) Nachdruck verboten!

Dorner kam auf die kleine, zitternde Gestalt zu und löste mit sanfter Gewalt ihre Hände vom Gesicht:

„Was soll das, Johanna, wie kommst du hierher?“ Aber sie bog ihren Oberkörper weit zurück und heftete ihre Augen voll Angst und Grauen auf sein Gesicht.

„Ich bitt' dich, Otchen, nicht jetzt... ich weiß von nichts... es ist so schrecklich, das Blut da...“

Eine Ader schwall auf seiner Stirn an, und unwillig ließ er die kleinen, eiskalten Hände fallen.

„Durch Zauberei kann ich die Flecke jetzt nicht weg-schaffen, aber wenn ich dir ein gar so schrecklicher Anblick bin, so will ich ihn dir ersparen. Bitte, Lore, bringe meine Frau hinauf und gehe dann rasch zu Bett — du vor allem brauchst Ruhe.“

Er schritt in sein Arbeitszimmer und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

„Komm, Tante, ich will dir helfen!“

Ohne Widerrede ließ sich die gebrechliche Frau durch eine niedere Seitentür hinausführen. Ihre Zähne klapperten aneinander, und ihr kleiner, dürrer Körper zuckte mehrmals erschauernd zusammen.

Lore hatte noch immer ihren dunklen Regenmantel an, aber sie dachte nicht mehr an sich. Wie schon einmal, kleidete sie die kleine Frau aus und brachte sie ins Bett, dann zählte sie ein paar beruhigende Tropfen ab, die sie mit Wasser vermischte. Nur weil es gar so warm hier oben war, knöpfte sie ihren Mantel auf.

„Du auch, Lorch, du auch...“ Klang es auf einmal wimmernd aus dem Bett.

Frau Johanna hatte einen breiten, roten Streifen erblickt, der sich der Länge nach über Lore's weißes, duftiges Kleid hingog.

Lore schlug den Mantel wieder zusammen und bot der Frau das Getränk.

„Das ist nun einmal nicht anders in unserem Beruf, Tante Johanna.“

„Unserem Beruf“ hatte sie gesagt.

Frau Johanna grub ihren Kopf tief in die Kissen; sie hätte so gern geweint, aber es gelang ihr nicht, sich das Herz durch Tränen zu erleichtern.

Dann später, als sie einschlief, sah sie immer nur ihren Mann und Lore nebeneinander am Tische des Laboratoriums sitzen, so nahe, daß ihre Ellbogen sich berührten; in der Hand hielten sie blutige Messer, und Lore lächelte und wiederholte immer wieder: „Unser Beruf.“

Am anderen Morgen hatte sich bei ihr ein heftiges Fieber erkält.

ihr größter Fehler von jeher gewesen wäre, daß sie nie Staat gemacht, sich nie vorgebrängt hätte. Aber jetzt wollte sie zeigen, wie sie aussehen konnte!

„Paß auf, Mary, Papa wird Augen machen! Und Lore soll auch nichts sehen vorher. Die werden überrascht sein!“

Mary lachte und freute sich auf den Spaß.

Es war der Vorabend des Festes.

Lore ging hinüber ins Laboratorium. Noch ein Stündchen wollte sie hier arbeiten, dann ihre Sachen, ihre Papiere zusammensuchen, um alles einzupacken. Morgen würde sie ja keine Zeit dazu mehr finden, und übermorgen mit dem frühesten sollte sie fort.

Jetzt stand sie da an ihrem üblichen Platz, aber Tränen verdundelten ihren Blick. Sie setzte sich auf den Stuhl nieder, verbarg den Kopf in den Händen und schluchzte leise vor sich hin.

Unsauberes Weh schnürte ihr das Herz zusammen, und es war ihr dabei, als ob sie nicht bloß um sich selbst weinte, sondern als gälten ihre Tränen noch einem anderen Schicksal, einem anderen Menschen, der frierend auf einsamer Höhe stand. Dann war ihr wieder, als dürfte sie nicht fort... Was lag ihr an ihrem Wissen, an ihrem Beruf, wenn sie das Wissen nicht von ihm erlangte, ihrem Beruf nicht unter seinen Augen nachgehen konnte?!

Was sollte sie dort draußen? Leerer Schall würden dort die Worte fremder Lehrer für sie sein, und ihr Streben würde ihr eitel und nichtig dünken... Nein, nein, sie konnte nicht fort... jetzt nicht.

Und sophistisch suchte sie alle Gründe zusammen. Noch war sie nicht genügend vorbereitet, noch war sie mitten im Studium von Fragen, auf die nur er allein die richtigen Antworten geben konnte... Und dann, was bedurfte es der Gründe — sie wollte nicht fort. Hier wollte sie bleiben, hier noch lernen und dienen.

Sie brauchte es ihm ja nur zu sagen — er würde glücklich sein über ihren Beschluß, denn sie fühlte es in jeder Stunde, wie unentbehrlich sie ihm geworden war.

Ja, sie mußte sogar bleiben aus — Dankbarkeit. Ja, das war ein zwingender Grund... sie durfte einfach nicht fort.

Und sie lächelte beinahe, noch unter Tränen, aber doch von neuem Lebensmut und neuer Lebensfreudigkeit besetzt.

Einpacken? Unfinn. Sie wollte die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen, und zwar gleich... so!...

Lore... Eine Hand legte sich auf ihre Schulter... Es war ihr, als ob ein ganzer Berg auf sie gestürzt wäre, um sie zu verhöllen. Klein Otchen konnte sie rühren.

Fortsetzung folgt.